



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

St.: "Unser" Herr Schönerer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es für sie selber gut wäre, sich uns zu nähern, das soll erst die Zukunft zeigen. Aber inzwischen gebietet es uns eigentlich die Höflichkeit, solche Besuche zum Studium des nachbarlichen Seewesens zu erwidern; man würde an der eignen Aufnahme auf französischem Boden dann schon ein besseres Bild von der allgemeinen Stimmung für Deutschland gewinnen. Klarheit ist in Lebensfragen wertvoll, jede Mißschätzung sowohl nach der guten wie nach der schlimmern Seite birgt Gefahr in sich.



„Unser“ Herr Schönerer



er neueste Streich des Abgeordneten Schönerer ist, wie es scheint, ziemlich allgemein, in Österreich und außerhalb, als etwas Kabalates angesehen worden, das ihm und seiner Partei mehr Schaden hätte thun können, wenn man überhaupt geneigt wäre, das, was er thut, ernst zu nehmen und es nicht vielmehr als bisweilen überaus geschmacklose und nicht immer sehr glücklich erfundene Studentestreiche anzusehen.

Deutschland hat keinen Grund, besonders zu versichern, daß es bei dem neuesten Schönererschen Geniestreiche unbeteiligt sei: das versteht sich für jeden denkenden Menschen von selbst. Aber es ist, hiervon abgesehen, doch vielleicht gut, allzueifrige Alldeutsche daran zu erinnern, daß das seinerzeit von Deutschland mit Österreich geschlossene Bündnis wirklich von dem Vertreter der österreichischen Gesamtmonarchie und nicht bloß, wie sie zu glauben scheinen, von den österreichischen Deutschen eingegangen worden ist.

Der deutsche Staat nimmt den allergrößten Anteil daran, daß Österreich österreichisch, das heißt einig und ungeteilt bleibe. Daran schließt sich der weitere ebenso sehnliche Wunsch, daß es fortfahre, deutschfreundlich zu sein. Wie sich sonst das Deutschtum in Österreich entwickelt und kräftigt, oder wie es durch widrige Einflüsse gehemmt und beeinträchtigt werden mag, ist eine Frage, die dem einzelnen Deutschen und vielen deutschen Vereinen ohne Zweifel sehr am Herzen liegen und ihnen wichtig erscheinen muß; die deutsche Regierung dagegen wird nicht offiziell von ihr berührt und darf nicht offiziell von ihr berührt werden, denn sie ist eine innere, interne, über die sich Österreich ohne jede fremde Einmischung durchaus selbständig und auf eigne Hand schlüssig zu machen hat.

Man kann die Erwägungen, von denen die reichsdeutschen Förderer der alldeutschen Bewegung in Österreich geleitet werden, in teilnehmendster Weise würdigen, ohne sich deshalb der Anschauung zu verschließen, daß eine vorsichtige Trennung der deutschen auswärtigen Politik, insoweit dabei unser Verhältnis zu Österreich in Frage kommt, von den Bestrebungen der in Österreich

agitierenden Alldeutschen durchaus geboten ist. Der großen Mehrzahl unsrer Landsleute ist, wie man uns zugeben wird, das Vorhandensein dieses überaus wichtigen und für die gegenseitigen Beziehungen der beiden Staaten entscheidenden Unterschiedes unbekannt, und sie sind bisweilen verwundert, wenn sie, wie billig, von der einen oder der andern der beiden Regierungen daran erinnert werden.

Ein einziger Blick auf die Karte genügt, einem die große Wichtigkeit der österreichischen Bundesgenossenschaft im Falle eines französisch-russischen Angriffs klar zu machen. Aber so sehr sich hierfür die geographische Lage des Landes eignet, so vielfältig sind andererseits die Einschränkungen, die wir machen müssen, wenn wir uns über die Ausgiebigkeit und Nachhaltigkeit der Beihilfe klar zu machen suchen, die uns vom österreichischen Staate für gewisse Fälle in Aussicht gestellt ist.

An dem redlichen, freundschaftlichen, herzlichen guten Willen des obersten Kriegsherrn zweifeln wir nicht, auch nicht an der Loyalität seiner Regierung und seiner Armeeführung. Aber der österreichische Staat ist ein so künstlich zusammengehaltener Körper, ein aus so disparaten und einander entgegenwirkenden Teilen zusammengesetztes Ganze, daß man sich fragen darf und fragen muß, welches seine Haltung sein wird, wenn in kürzerer oder fernerer Zeit die Verpflichtung an ihn herantreten sollte, zu Deutschlands Unterstützung das Schwert zu ziehn. Wir bemerken hier, damit man uns kein unnötiges in den Vordergrund stellen von Schwierigkeiten und Gefahren schuld gebe, daß es uns darum zu thun ist, nachzuweisen, wie sehr die deutsche Regierung und mit ihr das deutsche Volk Veranlassung haben, ihre Schritte und Äußerungen so einzurichten, daß ihnen wirklich ganz Osterreich und nicht bloß die Bevölkerung der deutschen Städte und Provinzen als aufrichtiger Bundesgenosse zur Seite bleibe.

Wie sich die Sachen in den letzten Jahren gestaltet haben, dürfte — so kommt es uns vor — größere Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden sein, daß Osterreich für Deutschland in die Schranken zu treten haben werde, als umgekehrt. Wir haben keineswegs die Absicht, diesen Umstand, den man wohl in gewissem Sinne als einen schwachen Punkt in der allgemeinen politischen Stellung Deutschlands bezeichnen kann, der Regierung in die Schuhe zu schieben. Wir danken die Gefahr, der wir ausgesetzt sind, den wohlwollenden Gesinnungen unsrer unverzöhrten und unverzöhrlichen westlichen Nachbarn und allen denen unter uns, die das Recht zu haben glauben, auf eigne Hand Geföhlspolitik zu treiben, und die auf diese Weise das einzige Volk gegen uns in den Harnisch gebracht haben, das, abgesehen von unsern österreichischen und italienischen Verbündeten, bereit, weil politisch klug genug gewesen wäre, uns gegen Rußland beizustehn, wenn ihm die Erbitterung weniger über Deutschlands Parteinahme als über die kleinliche, nörgelige, verletzende Art dieser Parteinahme nicht auf Jahre hinaus jedes Mitgeföhl für uns und jedes Zusammengeh'n mit uns verleidet hätte. Sei dem übrigen, wie ihm wolle, Bündnisse, bei denen man leicht weniger der empfangende als der leistende Teil sein könnte, sind in keinem Lande besonders populär. Wie es uns scheint, mit Recht, und etwas davon könnte sich in Osterreich auch schon bemerklich gemacht haben. Dazu kommt, daß Osterreich befanntermaßen, und wie wir eben andeuteten,

ein Staatenkonglomerat ist, von dem sich auch die Erfahrensten heute nicht zu fagen getrauen, was es morgen thun wird.

Der geistreiche Graf Beust, dem es beschieden war, mit der Flöte am Munde zwei Staaten, einen kleinern erst und dann den größern, nicht in das gelobte Land des Erfolgs zu führen, und dem Ungarn das auch höher hinauf im Norden einer kräftigen Regierungsinitiative nicht besonders förderliche Institut der Personalunion verdankt, würde sich, wenn er noch unter uns weilte, heutzutage selbst davon überzeugen, daß er bei dem unter so lieblichen Reden ausgeführten Kaiserschnitt die Mutter dem Kinde geopfert habe. Das geht uns freilich nur insofern an, als das zu unsrer und unsrer Freunde Sicherung geschlossene deutsch-österreichisch-italienische Bündnis in Wahrheit kein Dreibund ist, als das man es gewöhnlich bezeichnet, sondern ein Vierbund, indem das Königreich Ungarn neben einer eignen öffentlichen Meinung auch ein so gut wie selbständiges Parlament hat; und es berührt uns weiter auch noch insofern, als Kaiser Franz Joseph außer dem König von Schweden und Norwegen der einzige Souverän ist, dem zwei Herzen, auch zwei rechte und zwei linke Hände zugesprochen sind.

Ist nun schon die alldeutsche Bewegung, nicht bloß wie sie von Schönerer und Genossen betrieben wird, sondern überhaupt nicht das rechte Mittel, uns das Herz des Königs von Ungarn, seiner Regierung, seines Landes, am allerwenigsten aber das seiner in der Wolle magyarisirten gefärbten Magnaten zu erwerben, so ist das mit den lieben Tschechen, die ihm gern noch ein drittes Herz und ein drittes Paar Hände beilegen und ansetzen möchten, fast in noch stärkerem Maße der Fall.

Und wir bekennen offen, daß unsrer Meinung nach die Tschechen, soweit es sich um alldeutsches Hereinlangen über die schwarzen und gelben Grenzpfähle handelt, wirklich nur in ihrem Rechte sind. Wenn der Kaiser von Österreich nicht der Bundesgenosse des unsers wäre, und wenn es sich, statt um in Österreich lebende Deutsche, um in Frankreich lebende handelte, so könnte unsertwegen den dort lebenden Stammesgenossen ein Tausend blonder Flachsperrücken „beschafft“ und ihnen die Wacht am Rhein in Hunderttausenden von Exemplaren „zugänglich“ gemacht werden, denn mit Frankreich ist nichts mehr zu verderben: den Franzosen gegenüber ist jede Schonung und jede Rücksicht umsonst. Für sie liegt die Frage, ob sie mit uns Krieg anfangen sollen oder nicht, wie der nette, runde, kleine Kern einer Haselnuß in der nicht zu geräumigen Schale. Es kommt alles darauf an: ist Rußland bereit, mit loszuschlagen oder nicht? Bis der Zar fertig ist, wird gewartet: dann gehts los. So denken doch die meisten Franzosen immer noch, und sie brauchte man also durch Entgegenkommen nicht weiter zu verwöhnen: ihnen gegenüber kommt es vielmehr lediglich darauf an, Rußland, wie man sich ausdrückt, „anderweit zu beschäftigen,“ und ihm unbemerkt möglichst ernste Ungelegenheiten zu bereiten, damit es sich nicht, oder doch je weniger je besser mit Allotrias beschäftigen kann. Die Russen nehmen dergleichen nicht übel, denn es ist — immer natürlich mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt — ihre eigne Weise, zu verfahren, und sie würden, wenn wir es geschickt anfangen, und ihnen ein

paar recht fatale Gruben grüben, am Ende noch dahin kommen, uns geradezu als Schlauberger zu achten, wie ja auch die Achtung des echten Levantiners für einen Geschäftsmann erst mit dem Augenblick beginnt, wo er von ihm das erstmal gründlich übers Ohr gehauen worden ist.

Wenn wir Tschechen wären, würden wir diese alldeutsche Bewegung sicher nicht mögen, und wir würden an ihrer Stelle nicht mit Unrecht sagen, daß die Niemzi, wenn sie gegen die Russen auf unsre Arme und Beine, auf unsre Herzen und Köpfe rechnen, wohl daran thun würden, uns in Friedenszeiten nicht innerhalb der schwarz und gelben Grenzpfähle, oder wie der moderne Unterthan der böhmischen „Königs“krone sich ausdrückt, innerhalb der rot und weißen Grenzpfähle zu feiern. Soll etwas für Deutschland in Österreich geschehn, so können das solche Herren wie Herr Schönerer und dessen Gesinnungsgenossen am besten thun, wenn sie ihren Witz und ihre Liebenswürdigkeit dazu verwenden, durch anmutige gefällige Formen für das dem österreichischen Kaiserstaate verbündete Deutschland Propaganda zu machen, statt sich als ungeleckte und bisweilen gar zu täppische deutsche Bären auf jeder verfügbaren Plattform auszustellen. Gar so lange ist es ja doch nicht her, etwas über dreißig Jahre, daß preußische Dragonerpfede den Böhmen die Ernte niedergetreten und preußische Zündnadelgewehre den Österreichern den Bruder oder den Sohn weggepuzt haben. Sie haben das weder den Preußen noch den mit ihnen seitdem zusammengewachsenen übrigen Deutschen nachgetragen und sind — Blut und Streiten sei vergessen — unsre Brüder geworden, und zwar nicht die deutsch sprechenden Österreicher allein, sondern der österreichische Kaiserstaat mitsamt dem Königreich Ungarn und dem ganzen bunten Gewimmel, das dem Erzhaufe Gehorsam und Heeresfolge leistet.

In einem solchen Falle ist, sollten wir meinen, eine Freundschaft die andre wert, und wenn sich, wie es ja leider scheint, unter den Fittichen des doppelköpfigen Adlers die andern Stämme ab und zu nicht mit dem deutschen vertragen können, so ist doch offenbar äußerste Vorsicht anzuraten, damit man nicht berechnigte Empfindlichkeit verletze und sich nicht um Dinge kümmere, die einen nichts angehn. Wenn in einer Familie gelegentlich nicht ganz die Eintracht herrscht, die man deren Oberhaupt und deren Mitgliedern zu einem beschaulichen Leben wünschen möchte, so übt man unter solchen Umständen doch gewiß die größte Zurückhaltung und überläßt es einem guten Freunde, den man etwa in dem unruhigen Kreise hat, mit der übrigen Sippe auf seine eigne Hand so gut oder so schlecht fertig zu werden, als er es zuwege bringt. Warum soll diese das Betragen im Privatleben bestimmende Regel auf einmal in das Gegenteil umschlagen, wenn es sich um die Bewohner eines befreundeten Staats handelt, noch dazu, wenn man, wie der Deutsche dem Österreicher gegenüber, die gewichtigsten Gründe hat, es ohne Not mit keiner der Nationalitäten zu verderben, aus denen der Gesamtstaat künstlich genug zusammengesetzt ist?

Und das bringt uns schließlich dazu, einen Gegenstand zu erwähnen, den wir sonst nur ungeru und nur mit äußerster Vorsicht besprechen: die Los-von-Rom-Bewegung. Sie hat eine doppelte Tragweite: eine religiöse und eine

politische. Das ist in unsern Augen ihre Gefahr, ihr Nachteil, ihr Fehler. Wenn Leute dem katholischen Glauben entfagen und sich beispielsweise dem protestantischen zuwenden, so ist das ihre Sache, und da man davon ausgehn muß, daß sie ihre guten Gründe dazu haben, wie ja umgekehrt Protestanten, die Katholiken werden, ohne Zweifel genau wissen, was sie thun, so wäre ja an sich nichts natürlicher, als daß ihnen bei einem solchen Wechsel die neuen Glaubensgenossen freudig und hilfreich beisprängen mit Geld, Kirchenbau, geistlicher Beredsamkeit, Glocken, Paramenten und allem, was Liebe und guter Wille liefern und beschaffen können.

In Wahrheit liegt jedoch die Sache so einfach nicht. Die österreichischen Katholiken, die zum Protestantismus übergehn, waren Mitglieder der Staatskirche in einem Staate, der neben dem Kaiser und den Feldzeichen nur noch ein Bindemittel hat, das wirksamste von allen, die römisch-katholische Kirche und deren Gebräuche. Wer gereist ist, wird uns zugeben, daß auch in Spanien und Portugal der Staat und die Regierung nicht enger und inniger mit dem Apostolischen Stuhle und allem, was damit zusammenhängt, verknüpft sind als in Oesterreich. Wer in den Prager Straßen am Ostersonabend die militärische Feier der Auferstehung oder auf dem Gradschin das Jubiläum eines Heiligen (bekanntlich nicht des heiligen Reponuk) miterlebt hat, wer in Wien den Kaiser und die kaiserliche Familie, die Minister, die hohe Beamtenwelt, die Generalität der Fronleichnamsprozession hat folgen sehn, wird mit uns dahin übereinstimmen, daß in Oesterreich die römisch-katholische Kirche als eine der wesentlichsten Stützen des Thrones angesehen wird. Des Kaisers Majestät ist eine kaiserlich königlich apostolische, wie die Herrscher von Frankreich ihren Stolz darein setzten, die „allerchristlichsten“ Könige zu sein, und wie der junge Herr in Madrid, dessen Regierungsantritt vor der Thür ist, der „allerkatholischste“ König sein wird.

Die Los-von-Rom-Bewegung richtet sich gegen eine in Oesterreich hochangesehene Staatsinstitution; sie ist in dem Sinne politischer Natur, so unbequemer und unerfreulicher politischer Natur, wie man sichs nur irgend denken kann, und sie erheischt deshalb die allergößte Vorsicht, wie das ja auch für die, die es sonst nicht einsehen möchten, schon daraus hervorgeht, daß sie von der deutschen Regierung auf das gewissenhafteste ignoriert wird.

Möglich ist es ja den Protestanten auch in Oesterreich, ihren neuen Glaubensbrüdern zu helfen. Sie brauchen dabei aber nicht zu schreien und die Leute nicht von weither herbeizuholen. Aber wenn es sich um protestantische deutsche Geistliche und Glaubenshelden handelt, da geht ja alles gleich aus einer besondern Tonart: es ist, als hätte die Henne ein Ei gelegt und rief den Hühnerhof zusammen, es zu bewundern. Die Herren sind mit Begeisterung, Beredsamkeit und orthodoxer Glaubensfreudigkeit gefüllt wie ein zum Aufsteigen fertiger Ballon mit Wasserstoffgas. Oder, um ein andres Gleichnis zu wählen, wie kann, wenn sie am Steuer sind, die dem leibhaftigen Teufel in den Rachen springen würden, um ihm den Garaus zu machen, unter einer solchen Leitung je laviert oder mit halber Kraft gefahren werden? Wir bewundern die Blutzengen da, wo sie hingehören, in den ersten Jahrhunderten des vergangenen Jahr-

tausends, aber schon bald nach Luther fangen die streng Rechtgläubigen an, uns mit ihrem Fanatismus und ihrer Glaubenssicherheit unheimlich zu werden. Und nun gar hier in Oesterreich, in einem Lande, wo jeder gegen die römisch-katholische Religion gerichtete, halbwegs plumpe und ungeschlachte Angriff empfunden wird wie ein Fußtritt! Wer die Herren nicht bei einer solchen Gelegenheit gesehen und beobachtet hat, macht sich von der überwältigenden Macht und Fülle einer solchen, keinen „Gözendienst“ schonenden Suada keinen Begriff. Und wenn sie das Evangelium der Liebe und der Veröhnung auf ihre Weise verkündet haben, reisen sie ab und überlassen es dem zurückbleibenden gläubigen Häuflein, so gut es kann das auszueffen, was sie ihm bei den umwohnenden Andersgläubigen, die doch fühlen, daß sie der Staatskirche angehören, mit ihrem Feuereifer eingebracht haben.

Surtout, Messieurs, pas de zèle, hatte der alte Talleyrand gesagt, der doch wissen mußte, woran er war, wenn es sich nicht um Kanzelberedsamkeit, sondern um Politik handelte. Wenn der heilige Geist einen Katholiken bei der Hand nimmt und ihn ins protestantische Lager führt: wohl: „er soll willkommen, soll aufgenommen in unserm trauten Bunde sein.“ Aber im Namen von allem, was Vorsicht, Mäßigung und Weisheit heißt, möchten wir Reichsdeutschen doch, solange wir noch nicht die nötige Zahl Schiffe und die um die Ecke schießenden Kanonen haben, still und bescheiden sein, und uns nicht unter dem Vorwand, daß wirs gut meinen, unbefehens zu jeder Zeit los lassen wie Brummkreisel, die alles umwerfen, überall andoldern und schließlich doch — das läßt sich einmal beim besten Willen nicht leugnen — mehr Lärm und Unbehagen verursachen, als sie wirklich Arbeit leisten!

Und so wären wir auf einem kleinen Umwege schließlich bei unserm Herrn Schönerer, der ein Erzbrummkreisel ist, wieder angelangt. St.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

Fünfzehntes Kapitel

Der Patriotenbund



ie Dorfstraße herab kamen zwei fremde Männer, ein langer dünner in schwarzem Anzuge mit schwarzer Binde, weißem Haar und unterschieden unreiner Gesichtsfarbe, und ein kleiner dicker Mann in den besten Jahren, der sich sehr stramm und gerade hielt, mit Augen wie Kohlen und gesträubtem Schnauzbarte. Diese beidenkehrten bei Happich ein und tranken dort jeder einen Schnaps. Der Lange redete würdevoll über die Naturgesetze in der Bitterung, und der kleine Dicke sagte gar nichts. Nachdem sie nach des Direktors Wohnung gefragt hatten, gingen sie weiter und ließen Happich und seine Gäste vor der schwierigen Aufgabe zurück, zu er-